



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

♀: Kriegsbericht : Militärische und politische Resultate der
Septemberkämpfe; Napoleon und die Pariser.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Kriegsbericht.

Militärische und politische Resultate der Septemberkämpfe; Napoleon und die Pariser.

Als König Wilhelm am Abend des 1. September, nach der Schlacht bei Sedan auf der Säbeltasche eines Husarenlieutenants jenen dreizeiligen Brief an den Kaiser Napoleon schrieb, in welchem er den angebotenen Degen desselben annahm und die Uebergabe des französischen Heeres forderte, da merkten die Anwesenden, daß dieses Schreiben des Königs wohl der eigenhändige Brief sein mochte, welchen der französische Minister wenige Wochen vorher so beleidigend gefordert hatte. Was zwischen jener frechen Forderung und diesem Briefe lag, eine ununterbrochene Folge von Siegen über das bewährteste Kriegsheer der Welt, ein Triumph deutscher Feldherrenkunst, den die kühnste Phantasie sich nicht größer und vollständiger denken kann, das war zugleich eine Vernichtung des zweiten Kaiserreichs, eine Auflösung des französischen Staates in führerlose Volksmassen geworden. Die Sieger selbst standen am Abend des großen Schlachtentages überrascht und fast befangen vor der Größe ihrer Erfolge. Der Kaiser gefangen und von dem Volk, das ihn kurz vorher mit ungeheurer Majorität als seinen Herrn bestätigt hatte, gleichgiltig aufgegeben und abgelegt wie ein abgenutztes Kleid, das halbe Heer mit dem ganzen massenhaften Kriegsmaterial gefangen, die andere Hälfte in eine Festung gedrückt und dort fest umschlossen, jede Kraft zu dauerndem Widerstande in dieser verkommenen Nation zerschlagen, und zugleich jede Autorität geschwunden, mit welcher der Sieger zu verhandeln im Stande wäre. Aus den größten militärischen Erfolgen gingen für unsere Diplomatie seltsame, noch niemals dagewesene Aufgaben hervor. Deshalb war, als am Abend des 1. September die Sonne sank, auch ein großer Abschnitt in dem deutschen Krieg gegen Frankreich eingetreten, der eigentlich militärische Theil, den General von Moltke disponirt hatte, ging zu Ende. In dem neuen Abschnitte, der jetzt begann, tritt die Politik, welche Graf Bismarck leitet, als maßgebende Macht ein. —

Kaiser Napoleon hatte für das französische Heer Alles gethan, was ein geschickter und erfindischer Mann schaffen kann, der gerade nicht selbst ein Feldherr ist, durch ihn ist jedenfalls unvergleichlich mehr für das Heer geschehen, als unter Bourbonen und Orleans. Seit dem Jahr 1866 ist das Heer der Zahl nach fast verdoppelt, gut geschult, sorglich gewöhnt, das Feuergefecht und die Terrainvortheile auszunutzen; da man das stürmische Feuer als nationale Tugend der Franzosen zu betrachten gewöhnt war, hatte der Kaiser sich besondere Mühe gegeben, der Infanterie auch die Dauer in der Defensive zu festigen. Die Ausrüstung der Soldaten war im Ganzen vortrefflich, in Manchem weit besser

als bei uns: z. B. Kleidung, Proviant, Lagereinrichtung. Der Kaiser hatte in dem Chassepot ein Gewehr gegeben, welches, wie wir jetzt offen sagen dürfen, unserem Zündnadelgewehr bei weitem überlegen ist, durch Schnelligkeit seines Feuers, durch die unglaublich weitreichende Percussionskraft, und durch das Furchtbarste von Allem, den sehr flachen Bogen der Kugelbahn — die sogenannte rasante Flugbahn. — Mit diesen Vorzügen glich es einigermaßen die Mängel aus, welche der Schützenkunst des französischen Infanteristen anhängen. Auch die Kavallerie war neu organisiert, mit guten Pferden versehen und mit echtem Reitermuth beseelt. Nur in der Artillerie war es dem Reformator nicht ebenso geglückt. Seine Lieblingserfindung, die Mitrailleur, ist kein bequemes Feldgeschütz, sie übt verheerende Wirkung nur auf kurze Distanzen als Positionsgeschütz, und die französischen Granaten mit ihrem tempirten Zünder geben einen Schuß, welcher langsam abgegeben wird, sich schwer auf jede Entfernung einrichtet und in der Wirkung unsicher ist. Jedenfalls war die deutsche Artillerie, die preußische Granatkanone, der französischen überlegen.

Aber der Kaiser hatte in seinen Verbesserungen mit dem argen Uebelstand zu kämpfen, daß Frankreich durch länger als 50 Jahre keinen großen Krieg geführt hatte, denn weder der Krimkrieg noch der kurze italienische Feldzug verdienen diesen Namen. Es fehlte dem französischen Generalstab die sichere Bildung und die französischen Generale, welche in der Schule von Algier groß gezogen waren, hatten dort im Kampf gegen Wilde nach einem alten Ausspruch des Generals von Moltke den Krieg nur gerade gelernt, wie man ihn nicht führen darf. Dazu kamen als untilgbare Schäden für die französische Heeresleitung die alten nationalen Leiden: Leichtfinn und Gewissenlosigkeit und maßlose Selbstüberschätzung. Dicht neben der vortrefflichsten Sorgfalt lag die größte Unordnung. Die französischen Offiziere hatten z. B. zwar eine Anzahl Karten von Deutschland erhalten, aber sogar im Generalstab von Mac Mahon fehlten Karten von Frankreich, und nach der Capitulation von Sedan frugen französische Offiziere bei deutschen nach den Namen der Dörfer, bei denen sie geschlagen worden waren. Die Sorge um die Bewegungen des Feindes war bei den Franzosen so übel geordnet, daß sie in ihrem eigenen Lande in der ärgsten Unkenntniß von dem Stand unserer Armeen waren. Als Mac Mahon am 29. und 30. August mit den Sachsen zusammenstieß, meinte er die Armee des Prinzen Friedrich Karl vor sich zu haben. Der Angriff des 5. und 11. Corps in der Schlacht bei Sedan kam den Franzosen ganz unerwartet, und am 2. September sprach der Kaiser bei der Zusammenkunft mit dem Kronprinzen von Preußen gegen diesen sein Erstaunen aus, daß auch die 3. Armee so schnell zum Kampf herangekommen sei, er und Mac Mahon hätten geglaubt nur gegen den Prinzen Friedrich Karl zu sechten; seiner Begleitung erschien es einigermaßen tröstlich, nur der Macht des gesammten deutschen Heeres unterlegen zu sein, und der Kaiser

fuhr betroffen zurück, als der Kronprinz ihm antwortete, Prinz Friedrich Karzei mit seinem Heere weit von Sedan, er halte mit sieben Armeecorps den Marschall Bazaine in Metz eingeschlossen.

Diese Unbehilflichkeit in der höheren Führung wurde durch Uebelstände der Organisation vermehrt, die ebenfalls tiefliegende Schäden des französischen Heeres sind. Denn dies Heer krankt noch an den Leiden einer Söldnerarmee. Ueberall kam der Mangel eingewöhnter Ordnung und sicheren Reglements zu Tage, in Verpflegung, Disciplin, Commando.

Das waren Uebelstände und Schäden, aber es waren Unvollkommenheiten eines sehr tapfern und kriegstüchtigen Heeres. Nicht darum rühmen wir das, weil es den Sieger ehrt, wenn der Besiegte gelobt wird, sondern weil in unserem Heere selbst eine recht lebhaft, loyale, warme Anerkennung der militärischen Tugenden des französischen Heeres zu finden ist. Es war bei uns eine ächt deutsche Theilnahme an der tapferen Kürassierbrigade bei Wörth, welche auf Befehl Mac Mahon's in den sicheren Tod ritt, und an der Schimmelbrigade bei Sedan, welche viermal gegen Geschütze und Infanterie anstürmte, bis Reiter und Rosse in langen Reihen am Boden lagen.

Die Franzosen sind jetzt in der Laune, ihr ganzes militärisches Unglück dem Kaiser zuzuschreiben. In Wahrheit hat Napoleon das elende Frankreich so waffenstark und widerstandsfähig gemacht, als es seit 1812 niemals gewesen ist, und was dem französischen Heere uns gegenüber mangelt, das ist im Grunde, was den Franzosen unserem Volksthum gegenüber überall abgeht: sie sind bei aller schönen Virtuosität im Einzelnen die schwächere Race, welche die uralten celtischen Unarten nicht loswerden kann.

Wir wissen nicht genau, wie sich dem Urtheil der deutschen Armeeführung die militärische Situation beim Beginn des Feldzugs darstellte, am 3. August, wo die III. Armee des Kronprinzen die französische Grenze überschritt. Aber wir wagen die Vermuthung, daß man schon an diesem Tage das französische Heer als besiegt betrachtete und die Grundsätze des großen Feldzugs, die Straßen unseres Vormarsches und die Schlachtfelder — bis auf eines — klar vor Augen sah. Denn zum Größten in den militärischen Gedanken unserer Feldherren gehört, daß diese Gedanken durchaus einfach und ohne feine Listen und Subtilitäten sind. Bei uns versteht man in ausgezeichneter Weise die Kunst, die Massen so zu disponiren, daß sie in freier Bewegung, im Unterhalt und Marsch einander nicht hindern, und doch am rechten Tage und zur rechten Stunde auf dem Schlachtfeld sich zu gemeinsamer Arbeit concentriren. Dafür ist freilich nöthig nächst dem Blick und der richtigen Schätzung jeder Leistungsfähigkeit durch die Feldherren, auch die spartanische Zucht und das unübertreffliche Pflichtgefühl unserer Truppen, welche sich auch außerhalb der Schlacht tödtlicher Anstrengung nie versagen.

Die Franzosen standen bei Beginn des Kriegs mit dem größten Theil ihres Heeres eng massirt gegenüber Saarbrücken, viel zu dicht gedrängt, um sich

leicht auseinanderwickeln und bewegen zu können, die Armee Mac Mahons einige Märsche davon südwärts, beschäftigt, den Zuzug aus Rom und dem Mittelmeer aufzunehmen. Die Absicht war wohl, das ganze Heer im Vormarsch auf deutschem Boden zu vereinigen. Aber das Vertrauen des Kaisers, der immer noch klüger und unbefangener urtheilte als andere Franzosen, war schon vor Beginn des Feldzugs erschüttert, die Theilnahme der süddeutschen Staaten am Kampfe gegen ihn war ihm unerwartet gekommen. Er war bei dem Mangel an Erfahrungen im großen Kriege mit den Rüstungen ohnedies nicht so schnell fertig geworden, als er gemeint, jetzt raffte er besorgt aus Afrika, Rom und den südlichen Garnisonen alles Disponible zusammen, um seinem zuverlässigsten Feldherrn eine formidabile Macht zu sammeln. Der deutschen Armee des Kronprinzen wurde die Aufgabe, die Vereinigung der beiden französischen Armeen zu hindern, die Armee Mac Mahons zu schlagen, von dem Kaiser abzu drängen und in die Vogesen zurückzuwerfen. Dies geschah auf unübertreffliche Weise in den Gefechten von Weißenburg und Wörth am 4. und 6. August. In Eilmärschen zog die 3. Armee hinter dem geschlagenen Heere vorwärts wie im Fluge über die Vogesen. Dies Eintreiben eines deutschen Heeres in die Verbindungen der Franzosen, wohl die kühnste Bewegung der deutschen Dispositionen, wurde gesichert durch das gleichzeitige Vorgehen der 1. und 2. Armee gegen den Kaiser selbst, durch das Gefecht bei Spicheren und das Zurückrücken der französischen Hauptarmee auf Metz. Nach wenig Tagesmärschen stand die gesammte deutsche Armee zwischen Napoleon und der Rückzugslinie Mac Mahons, der von dem Kronprinzen in der Richtung auf Paris rückwärts gestoßen wurde. Die getrennten Heertheile der französischen Armee konnten fortan ihre Vereinigung nur mit großen Schwierigkeiten weit rückwärts, wahrscheinlich nicht eher als bei Paris bewirken, selbst wenn der Gegner ihnen dazu Zeit ließ. Aber die große Aufgabe unserer 1. und 2. Armee wurde jetzt, dem Heer des Kaisers den Rückmarsch unmöglich zu machen. In den drei großen Schlachttagen vor Metz am 14., 16., 18. wurde das durchgesetzt.

Für Mac Mahon blieb, nachdem die Vereinigung mit der andern Heerhälfte an der Meurthe und Mosel unmöglich geworden war, keine andere Raison als sich auf Paris zurückzuziehen, dort die Dynastie Napoleons und die Vertheidigung der Hauptstadt zu stützen. Unverhofft kam von unseren Vortruppen nach Ligny die befremdende Kunde, daß Mac Mahon die Rückzugslinie auf Paris verlassen habe und nach Norden ausgewichen sei. Da er in einer solchen Weise die Hauptstadt einer überlegenen Macht preisgab und für sein eigenes erschüttertes Heer nur dort die Möglichkeit starker Ergänzungen fand, so erschien dieser Abmarsch als ein großer Fehler und General Moltke wollte einige Stunden nicht daran glauben. Aber ein aufgefangener Brief aus der Umgebung Mac Mahons und eine Nachricht aus Paris selbst bestätigten den Marsch nach Norden, man erfuhr, daß der Marschall die Vereini-

gung mit Bazaine für nöthig erachte „um die Dynastie zu retten“. Sogleich wurden mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit die gesammten Dispositionen für den Vormarsch geändert, ein Theil der 2. Armee unter den Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen gestellt (4. Corps, Garde, 12. Corps). Sie sollte als rechter Flügel die Angriffsarmee gegen Mac Mahon verstärken, welche der Kronprinz von Preußen (6. Corps, 5. Corps, 11. Corps, 2. Corps Bayern, 1. Corps Bayern, Würtemberger) führte, deren Oberleitung jetzt König Wilhelm selbst übernahm. Durch die veränderten Dispositionen hatte Mac Mahon einen Tag Vorsprung erhalten und es ging jetzt wie im Sturm hinter ihm her. Den Truppen mußte fast Uebermenschliches zugemuthet werden, ungenügende Verbindung nach rückwärts und mangelhafte Verpflegung, Bivouaks in aufgeweichtem Boden, Gewaltmärsche von täglich 4, 5, 6 Meilen. Es war eine wilde Jagd. Aber es gelang den weichenden Feind zu erreichen. Am 29. stießen die Sachsen auf das französische Heer.

Am 30. August früh hatte Mac Mahon eine sehr feste Stellung auf den Höhen des Ardenner Waldes von Stonne bis über Rouçon besetzt. Das deutsche Heer hoffte auf eine Schlacht. Aber Mac Mahon gab nach scharfem Gefecht mit den Sachsen und Bayern und nach großen Verlusten seine Position auf, um sich einige Meilen weiter nordwärts hinter der Maas und der Festung Sedan fest zu setzen. Hier war er so nahe an die belgische Grenze gedrängt, daß ihm ein weiterer Rückzug nach Norden unmöglich wurde. Am 31. sahen die Offiziere unseres Generalstabes deutlich die Lager einer großen Armee hinter Sedan. Der dichte Nebel, welcher im Morgengrauen des 1. September über dem Boden lag, deckte günstig den Vormarsch unseres Heeres. Die Sachsen auf dem rechten Flügel, nächst ihnen die Garde, im Centrum die Bayern, ihnen zunächst auf dem linken Flügel das 11. Corps, weiter links das 5. Corps. Dem rechten Flügel folgte als Reserve das 4., auf dem linken standen die Würtemberger als Soutien; das 6. Corps weit nach Westen vorgeschoben, hatte die Bestimmung, den Ausbruch des Feindes auf Paris zu hindern. Wie am 30. begannen auch hier die Sachsen und Bayern den Angriff. Sie drangen unter hartem Kampfe rechts von Sedan in der Hügellandschaft und im Dorfsgefecht langsam vor. Unterdeß zog durch den dichten Nebel das 7., und in weiterem Bogen das 5. Corps über die Maas gegen die linke Flanke und in den Rücken des Feindes. Um 10 Uhr griff das 7. Corps, kurz darauf das 5. in den Kampf ein, gegen 1 Uhr war die französische Stellung nordwärts umgangen, das 5. Corps trat mit der Garde und den Sachsen im Rücken der französischen Aufstellung in Verbindung. Dadurch wurde die Hauptmacht der Franzosen von der belgischen Grenze abgeschnitten und es begann ein Kesseltreiben des eingehetzten Wildes nach der Festung Sedan und der Maas zu. Die Franzosen machten verzweifelte Anstrengungen, von ihrer Hauptstellung hinter Sedan aus die Ringe zu durchbrechen, welche sich um sie zogen; auch als ihre Infan-

terie, erschüttert bereits durch frühere Niederlagen, Gewaltmärsche, schlechte Verpflegung und die großen Verluste der Schlacht, in hellen Haufen aus der Hauptstellung auf die Festung zu wick, rang die französische Kavallerie und die Batterien mit Todesverachtung darum, dem Heere einen Durchweg zu öffnen. Alles war vergeblich. Enger und enger zog sich der umschließende Halbkreis, von beiden Seiten und aus dem Rücken donnerten unsere Geschütze, trieben unsere Bataillone den Feind zusammen. Nach 2 Uhr wurde die Flucht der Franzosen unter den Schuß der Kanonen von Sedan allgemein. Gegen 4 Uhr stand das französische Heer, das 25,000 Mann Gefangene, wenigstens ebensoviel Verwundete und Todte verloren hatte, und von dem einzelne Splitter, im Ganzen über 10,000 Mann, nach Belgien oder nach Paris zu entkommen suchten, hinter Sedan und in der Festung selbst zusammengedrängt, immer noch gegen 85,000 Mann stark, ein wildes unglaubliches Gewühl und Gedränge von Rossen, Geschützen, Wagen, Menschen. Die Festung hätte auch unter geordneten Verhältnissen keinen Widerstand leisten können, jetzt in dem Chaos eines zerschlagenen Heeres brachte ein kurzes Bewerfen derselben durch bayrische und württembergische Geschosse eine Verwirrung und Auflösung, welche keine andere Wahl ließ als Capitulation.

Man mußte im Hauptquartier unserer Armee nichts Sicheres über den Aufenthalt des Kaisers. Nach der Versicherung von Landleuten war er am 30ten auf dem Felsplateau von Stonne neben Mac Mahon gesehen worden, auch französische Aerzte hatten erzählt, daß er beim Heere sei. In der Schlacht selbst hatte Mac Mahon den Oberbefehl schon am Morgen nach ernster Verwundung an General Wimpffen abgeben müssen, der erst zwei Tage vorher aus Afrika gekommen war und keineswegs bei allen Generälen willigen Gehorsam fand, als er die Dispositionen seines Vorgängers zu ändern versuchte. Der Kaiser selbst hatte von dem Beginn der kritischen Stunden, von 10 bis 2 Uhr, unter den Truppen im Granatfeuer gehalten, und es ist keine Phrase, wenn er an König Wilhelm schrieb, daß er dort den Tod erwartet habe. Nach 2 Uhr, als er die Schlacht verloren sah, war er langsam nach Sedan zurückgeritten, dort traf er auf der Brücke mit dem Oberst Stoffel zusammen, der beim commandirenden General als Adjutant fungirte. Während der Kaiser mit dem Obersten sprach, zerriß eine Granate dicht neben ihm einige Pferde und bespritzte sein Pferd mit dem Blut. Er hielt noch einige Augenblicke still, wie um einen anderen Todesgruß zu erwarten und lenkte dann im Schritt nach dem Marktplatz der Stadt, die er als Gefangener verlassen sollte. Für Napoleon war das Spiel verloren. Nur eine kleine Anzahl der Generäle bewahrte dem erwählten Kaiser des Volkes persönliche Treue und ritterliche Hingabe. Die Mehrzahl der Soldaten, demokratisirt und meuterisch, betrachtete ihn ohne Gruß und mit finsternem Blick. Da faßte er einen recht klugen Entschluß, den einzigen, der ihm oder seiner Dynastie noch Ausichten für irgend eine Zukunft übrig ließ. Er selbst durfte

die Festung und sein Heer nicht dem Feinde überantworten, er legte also Sorge und Verantwortung für diese That auf die Seele des commandirenden Generals und schrieb jenen Brief an König Wilhelm, worin er ihm seinen Degen zu Füßen legte, ohne die Capitulation von Heer und Festung zu erwähnen.

Es war ein merkwürdiger Augenblick, als auf der Berghöhe vor Donchery General Keille ansprengte, dann zu Fuß, mit entblößtem Haupt, über das Ackerfeld auf den König zukam, der auf seinen Säbel gestützt im Halbkreise seiner Generale und Adjutanten den Franzosen erwartete. Erst da erhielt man reale Sicherheit, daß man den Kaiser gegenüber habe — als er sich zum Gefangenen anbot. In Wahrheit forderte der Brief die vorsichtigste Behandlung. Der Kaiser ohne sein Heer war ein nicht anzunehmendes Geschenk, zu seinem Heere war er noch ein Schlachtgewinn, der dem Kriege eine unabsehbare Menge neuer Schwierigkeiten schuf. Als der General Keille auf die Frage, ob der Kaiser noch Herr seines Heeres sei, mit französischer Gewandtheit sagte, „ebenso wie des Königs Majestät Herr des deutschen Heeres ist“, da sprach er nicht die Wahrheit. Die Antwort des Königs, im Augenblick mit seiner nächsten Umgebung berathen, betonte deshalb, daß die Capitulation der Festung und der französischen Armee selbstverständliche Folge der kaiserlichen Ergebung sein müsse. In dieser Ansicht ließ man auch den Kaiser bei Sedan unter den französischen Truppen und traf Vorsichtsmaßregeln, um einem Ausbruch in der Nacht entgegenzutreten.

Als nun am andern frühen Morgen Graf Bismarck aus seinem Quartier in Donchery durch die Nachricht geweckt wurde, daß der Kaiser außerhalb der Festung auf der Landstraße weile, um König Wilhelm selbst zu sprechen, da war die Ueberraschung bei dem Grafen sicher keine angenehme. Er selbst hat ausführlich über seine Begegnung mit dem Kaiser berichtet. Auch die folgenden Momente, die Zusammenkunft des Kaisers mit König Wilhelm und dem Kronprinzen sind durch die Zeitungen bekannt. Der König konnte den Kaiser erst sprechen, als derselbe noch einmal seinen Einfluß angewandt hatte, um die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche von den Generälen der Capitulation entgegengestellt wurden. Auch der König war bewegt, als er nach viertelstündiger Unterredung von Napoleon schied, welcher das Taschentuch vor die thränengefüllten Augen hielt. Der König hatte zuletzt gefragt, ob der Kaiser für den Ort seines künftigen Aufenthalts einen bestimmten Wunsch habe, und als dieser antwortete, daß ihm jeder Ort recht sei, hatte der König Wilhelmshöhe genannt. Nach den Erfahrungen der letzten Nacht zu Sedan, in welcher die Soldaten vor den Fenstern des Kaisers grobe Schimpfworte gerufen hatten, sprach dieser den Wunsch aus, so schnell als möglich seinem Bestimmungsort zugeführt zu werden und nicht mehr unter französischem Dach zu übernachten; er wurde deshalb am 3. früh mit seiner Generalität, dem Gefolge und Marstall, geleitet von dem preußischen General Boyen

unter Bedeckung, durch Graf Sackendorf bis über die belgische Grenze geführt. Er saß gefaßt in ruhiger Haltung in seinem Wagen, wer ihn hier zuerst sah, den überraschte wahrscheinlich das blonde Haar und der milde Ausdruck des feinen Gesichtes, dem man einige Abspannung ansehen konnte, aber nichts von der Verzweiflung, welche ein erfindungsreicher Berichterstatter im Stil eines Räuberromanes schildert. Allein dem Kaiser blieb auf dem kurzen Weg nach Belgien ein herber Eindruck nicht erspart: die Colonne seiner Wagen begegnete einem langen Transport französischer Gefangener; es war nicht möglich auszuweichen und der Kaiser mußte vor den Trümmern seines Heeres Speißruthen sitzen. Die Mehrzahl der Offiziere trat salutirend an den kaiserlichen Wagen, von den Soldaten grüßten wenige, die meisten wandten sich mit düsterer Miene ab, andere murmelten einen Fluch. Als man aber auf belgischem Boden ankam und die Schwierigkeiten des dortigen unbehilflichen Grenzdienstes beseitigt hatte, wurde der Kaiser in Bouillon von der dichten Bevölkerung mit lautem Vive l'empereur! empfangen und der belgische Maire entschuldigte dies gegen die Preußen damit, daß sehr viel flüchtige Franzosen in dem Haufen seien. Da die Wallonen seit alter Zeit gewohnt sind, die abgelegten Moden der Pariser zu bewundern, so darf solche Huldigung nicht befremden. Wir Deutsche aber fühlen uns doch verpflichtet auszusprechen, daß der Kaiser die beispiellos schnelle und beispiellos ruhmlose Verflüchtigung seines Kaisertums persönlich wenigstens nicht ohne Haltung und Festigkeit durchgelebt hat.

Er ist jetzt in Frankreich unmöglich. Die kalte Gleichgiltigkeit und der plötzliche Haß, mit welchem ihn die Franzosen seit seinem Fall betrachteten, gehört zu dem vielen Verächtlichen, welches einem Deutschen französisches Wesen verleidet. Die ihn anklagen, sind nicht allein die elenden Schwärzer, welche die Journale in Paris mit ihren Phrasen füllen, und nicht allein die Intriguan ten feindseltiger Parteien, sondern Alles ist von ihm abgefallen, der Landmann, dem er neue Ackermaschinen vor das Haus stellte, und durch Einführung neuer Culturen, durch Bau vortrefflicher Landstraßen die Erträge verdoppelte, der Händler, dem er Kanäle baute, einen unermesslichen Waarenmarkt und die Industrie der Welt in großartiger Weise zugänglich machte, der Rentier, dem er die Geldspeculationen förderte, dem er in jeder größeren Provinzialstadt stattliche Prospective anlegte, das Hotel de Ville in eleganten Formen erbauen und einrichten ließ, das Ortsmuseum mit Bildern besenkte; der Fromme, dem er überall die alten Kirchen restauriren und neue aufführen ließ in stattlicher kaiserlicher Gothik. Nirgend findet der Fremde, und wenn er hunderte Franzosen fragt, einen Dank, Anerkennung, Theilnahme für den Kaiser. Er ist der gesammten Nation wie einst den Israeliten der Sündenbock, er ist in die Wüste gestoßen, das Volk ist gereinigt und beginnt mit leichtem Herzen ein neues Sündenconto. Das ist eine furchtbare Lehre für persönliches Regiment. Er hatte sich den Franzosen aufgedrängt, das Gute, was er

ihnen zu bringen suchte nach seinem und ihrem Verständniß, war seine selbstverständliche Schuldigkeit, für das Unglück, was während seiner Herrschaft über sie kam, trägt er allein die Schuld. Uns Deutschen aber ziemt in dieser Zeit daran zu denken, daß der Kaiser durch lange Jahre seiner Regierung zwar nicht besser gewesen ist als seine sieben bis acht Millionen Wähler, wohl aber viel klüger. Und daß das Unglück über ihn und Frankreich gekommen ist erst in der Zeit, wo er die innere Sicherheit und Selbständigkeit gegenüber den frevelhaften Gelüften des französischen Volkes verloren hatte, und grade so sehr Franzose geworden war wie die Anderen auch. Wir wissen freilich auch, daß dieses allmähliche Borniren seines Urtheils der vergeltende Fluch ist, den das Schicksal übermenschlicher Vermessenheit bereitet hat.

In unserer Heimath ist jetzt vor Allem die Empfindung obenauf, daß der Kaiser Schuld sei an diesem Kriege, an dem vergossenen Blut, an dem Tode unserer Söhne und Brüder. Dies zornige Gefühl macht nicht geneigt, bedächtig den Grad der Schuld, welche den Kaiser trifft, abzuwägen. In Wahrheit war es nicht der Kaiser, der uns den Krieg angekündigt hat, sondern das Franzosenthum, oder genauer gesagt, das Pariserthum. Hätte ein Bourbon, ein Orleans, irgend ein Präsident oder General von dieser Stadt aus Frankreich regiert, sie würden sämmtlich noch weit schlimmer, schändlicher und brutaler den gallischen Neid gegen uns kund gegeben haben; der Kaiser hat sich Jahre lang gegen die Thorheit und die hohle Lüge von Paris gestraubt, bis sie endlich auch ihm das Hirn betäubte.

Es ist jetzt allerdings nicht Zeit, den gefangenen Mann anzuklagen oder zu entschuldigen. Wenn aber unsere treuen Hessen es als eine Beleidigung ihrer Heimath betrachten, daß der Gefehmte grade unter sie gesetzt worden ist, so möchten wir sie aus patriotischen Gründen bitten, in ihrem Eifer nicht zu weit zu gehen. Wir haben uns dem Gefangenen gegenüber vor Allem durch die Rücksicht auf Vorthail und Wohl des Vaterlandes leiten zu lassen, und es ist keineswegs sicher, wie sich die französische Nation in naher oder ferner Zukunft zu seinem Regimente stellt. Was jetzt in Frankreich ganz unmöglich wäre, kann in einem Vierteljahre wieder Volksgeschrei werden, und für uns wäre eine Dynastie Napoleon, wenn sie möglich würde, immer noch angenehmer als die der Orleans, eines Geschlechtes, dessen Kriecherei vor Frankreichs Lastern so weit geht, daß Prinzen dieses Hauses öffentlich den Krieg der Bauern und Bürger gegen das deutsche Heer zu predigen wagen, d. h. Wiederbelebung der Zustände des dreißigjährigen Krieges und Rückfall in die Barbarei des Mittelalters.

Wie ein schwarzer Schatten hing sich seit dem Tage von Weißenburg an alle glorreichen Thaten unseres Heeres der Gedanke, daß jeder unserer Erfolge

dazu beitrug, die einzige Autorität zu verderben, mit der wir überhaupt Frieden schließen konnten, und daß es außer dem Gegner, den wir von seiner Höhe Stufe um Stufe hinabwarfen, keinerlei andere Autorität in Frankreich gab, mit der ein Friedensschluß möglich war. Wer ist zurückgeblieben? Die Advocaten der Linken, welche in den nächsten Tagen in Gefahr schweben mögen, von ihren unzufriedenen Pöbelhaufen an die Laterne gehangen zu werden, und die geistvollen Journalisten, welche die öffentliche Meinung von Paris machen, der alte Phrasieur und Geschichtsfälscher Thiers, Emil Girardin, der den Schwarzwald mit Petroleum zu verbrennen gedenkt, oder andere celtische Phantasten. Es ist zur Zeit Niemand in Frankreich vorhanden, der die Autorität hat, ein Friedensinstrument zu unterzeichnen, das nur 3 Tage unzerissen bleibt.

Wir führen jetzt Krieg gegen ein politisch verdorbenes und verkommenes Volk, nicht mehr gegen einen Staat. Wir können sie beherrschen, knechten, als Sklaven behandeln, aber wir können ihnen nicht die Organe geben, deren Verträge irgendwelche Garantie der Dauer haben. In den Provinzen überall fleißige, rechtschaffene und patriotisch warmherzige Leute, aber Privatmenschen, ohne Einfluß in ihrer eigenen Commune, und unbekannt, ohne jede Bedeutung für den Staat. Diesem Lande von 38 Millionen fehlen gänzlich die Politiker, die öffentlichen Charaktere, die Köpfe, welche ein Verständniß großer Verhältnisse haben. Der Kaiser war in Wahrheit durch eine Reihe von Jahren der einzige Kopf, der allgemeine Bankerot an Vernunft und Verständniß der Welt hat zuletzt auch ihn heruntergebracht.

Aus der officiösen Presse von Berlin war zu erkennen, wie rathlos auch die feinste irdische Klugheit vor dem politischen Nichts stand, das wir in Frankreich finden und offenbaren mußten. Die mannigfaltigsten Combinationen tauchten auf und jede leidet zur Zeit an unüberwindlichen Schwierigkeiten. Unsere nächste Aufgabe stand nach den Tagen von Sedan klar vor Aller Augen. Mußten wir den Kaiser gefangen nehmen, so mußten wir auch seinen Gebieter, das läuderliche frevelhafte Paris, einsangen. Dem Geschlecht gegenüber, welches dort die öffentliche Meinung macht, hilft weder Vernunft noch Edelmuth, nur der eiserne Zwang und die blasse Furcht. Wenn die gewandte und scharfsinnige Kunst unseres auswärtigen Amtes gerade jetzt die Hoffnung auf eine Vereinbarung mit den interimistischen Führern der Pariser öffentlichen Meinung nicht aufgibt, so darf man überzeugt sein, daß unsereits jede Vorsicht angewendet werden wird, um die militärischen Erfolge nicht durch zu schnelles Vertrauen auf die Redlichkeit und den Verstand bedrängter Pariser auf das Spiel zu setzen. Wir fahren fort zu marschiren, wenn wir auch hoffen, scharfes Fechten nicht mehr nöthig zu haben. ♀